

## CHIFFRE 23760

Das Misstrauen hatte ihre Seele zerfressen wie ein Krebsgeschwür. Doch was viel schlimmer war – sie fürchtete, alles, was nach ihr kommen und in künftigen Generationen noch Bestand haben müsste, würde zerfallen: die Firma, das Vermögen, das Lebenswerk der Familie.

Schon ihre Urahnen hatten beim Bau der großen Georgskirche mitgearbeitet und etwas errichtet, worauf die Nördlinger nach über 500 Jahren noch stolz waren. Ein Totenschild, gleichsam ein Adelswappen eines besonders tüchtigen, wohlhabenden und angesehenen Vorfahren von ihr, hing für alle Zeiten an einem der mächtigen Kirchenpfeiler. Und in vergilbten Büchern mit dunklen, ledernen, vornehm gerippten Buchrücken, die in altehrwürdigen Kammern und Archivgewölben standen, wurde über Jahrhunderte hinweg die Baukunst der angesehenen Familie dokumentiert.

Doch in diesen modernen, elenden, schäbigen Zeiten schien alles zugrunde zu gehen. Kein altehrwürdiger

Magistrat in vornehmen schwarzen Roben wachte mehr über das Wohlergehen der Handwerker, welche diese einst so bedeutsame Stadt hervorgebracht hatte – Pfennigfuchser und Erbsenzähler in den Management-Etagen der Konkurrenz und des eigenen Hauses in grauen Anzügen hatten die Baubranche durchsetzt, die nicht mehr zu überblicken und zu begreifen war. Heerscharen von Billigarbeitern aus fremden Ländern fielen in den Baustellen ein, Unternehmen, die vorher niemand kannte, konkurrierten mit dem guten Namen der altingesessenen Nördlinger Baufirma, stachen sie immer wieder aus, demütigten sie, drohten sie zu ruinieren. Ja, der gute Name Schacher schien unterzugehen wie ein aussterbendes Patriziergeschlecht. Dieses verachtenswerte moderne Wort »Insolvenz« fiel immer öfter. Elisabeth Schacher-Hosticek beschlich kriechende, heimtückische Verzweiflung.

Längst schon war diese Verzweiflung gepaart mit Misstrauen auf alles und jeden – auch auf ihren eigenen Ehemann. Das Misstrauen drehte ihrem Gatten, Heinrich Hosticek einen Strick aus seiner Tüchtigkeit und seinem Bemühen, die Firma als Geschäftsführer durch diese ernüchternden Zeiten der Globalisierung, Konkurswellen, Arbeitslosigkeit, Baupleiten und miesen Wirtschaftsprognosen zu lavieren. Für Elisabeth Schacher-Hosticek war ihr Mann mit Terminplaner, Laptop, Handy, seiner ewigen Hetzerei nach Aufträgen in weiten Fernen und fremden Revieren längst schon zu einem dieser miesen Geschäftemacher geworden,

die das einstige Familienimperium zernagt hatten wie Ratten.

Was lag für ihn eigentlich näher, als auch mit ihr und ihrer Firma das zu tun, was die anderen von seinem Schlege schon längst taten – sie auszuplündern und zu zerfleddern? Je aktiver er wurde, je mehr er sich anstrengte, um so mehr bröckelte es und umso geringer wurden die Umsätze. War es da nicht fast logisch anzunehmen, dass seine Aktivität und sein Streben darauf gerichtet waren, für sich selbst zu retten, was zu retten war und auf betrügerischen Schleichwegen Geld aus der Firma zur Seite zu bringen?

So war also der Boden für das Böse bereitet, als Elisabeth Schacher-Hosticek wieder einmal im Büro ihres Mannes nach Unterlagen für ihren Vermögensberater suchen musste. Ohne das ständig nagende Misstrauen wäre ihr Blick wohl gar nicht auf den Ort gefallen, wo Dinge landeten, von denen man nichts mehr wissen wollte und die es zu beseitigen galt und sie hätte auf diesen zerknüllten Briefumschlag im Papierkorb nicht geachtet.

So folgte zögerlich ihre Hand ihren Gedanken, sie hob den Umschlag auf, entfaltete ihn und las diese geheimnisvolle Codenummer, die darauf stand. Schweriner Nachrichten, Chiffre-Nummer 23760.

Ihr war sofort klar, dass der Umschlag zur Antwort auf eine Chiffre-Anzeige gehörte, die ihr Mann aufgegeben hatte. In den Schweriner Nachrichten. Das passte, denn Heinrich war öfter in Schwerin gewesen in

den letzten Monaten. Er behauptete, dort einem lukrativen Auftrag hinterher zu jagen. Ihr war schon aufgefallen, dass er ausgerechnet von dieser Schwerin-Sache besonders wenig erzählte. Sonst berichtete er wenigstens das Wesentliche seiner Arbeit – für Details hatte sie sich sowieso nie interessiert. Aber über Schwerin schwieg er sich regelrecht aus.

Sie rief bei der Zeitung an und bestellte ein Exemplar der Ausgabe, welche die Anzeige mit der Chiffre-Nummer enthielt. Einige Tage später hielt sie die Zeitung in Händen und durchforstete sie hastig nach der Anzeige. Schließlich stieß sie darauf:

»Diskreter Security-Experte gesucht. Einmalige, schnelle Aufgabe, weit überdurchschnittliche Bezahlung.«

Elisabeth Schachner-Hosticek goss sich, reichlich früh für die Tageszeit, einen Cognac ein und starrte, wie meditierend, auf die Anzeige. Wort für Wort versuchte sie, den Text zu interpretieren.

Bei Interpretationen kommt es darauf an, von welcher Stimmung man gerade beeinflusst wird. Bei Elisabeth Schachner-Hosticek war es die alles beherrschende Macht des Misstrauens.

»Diskreter Security-Experte«. Sicherheitsexperten waren doch immer diskret. Warum musste ihr Mann es also extra betonen? Was bezeichnete man mit dem übertrieben betonten Wort »diskret«? Schweizer Banker, die Millionenvermögen von Diktatoren bunkern, sind diskret. Edelnutten, die verheiratete Politiker bedienen

oder Pornoanbieter sind diskret. Es hat immer etwas mit »heimlich« und »schmutzig« zu tun.

»Einmalige, schnelle Aufgabe«. Das bedeutete schnelles, gezieltes Zuschlagen. Ein einzelner, im richtigen Augenblick wohlgesetzter Treffer.

»Weit überdurchschnittliche Bezahlung«. Doppelt betont, dass es eine Leistung gibt, die jenseits des Üblichen liegt. Jenseits wovon musste dann die eingeforderte Gegenleistung liegen? Jenseits aller Gesetze? Jenseits aller Moralvorstellungen? Was für ein schmutziger, gezielter Schlag wurde da verlangt?

Elisabeth stürzte ihren Cognac hinunter und schenkte zitternd nach. Es gab keinen Zweifel – unverhohlener hätte man einen Mordauftrag öffentlich nicht erteilen können. Ihr Mann hatte in Schwerin einen Killer angeheuert! Er wollte erst sie, dann die Lebensversicherungen und das Firmenvermögen liquidieren.

Wem sollte sie sich mit diesem grässlichen Verdacht anvertrauen? Sie konnte es niemandem sagen. Wenn es nun nicht stimmte, wäre sie nicht nur einfach blamiert – die Hässlichkeit ihres Verdachtes würde ihr selbst für immer anhaften. Nein, sie musste es für sich behalten und der Sache nachgehen.

Sie fuhr zum Büro und vergewisserte sich, dass die Limousine ihres Mannes nicht auf dem Parkplatz stand. Sie verwickelte die Chefsekretärin in ein Gespräch über Sicherheitsfragen und erfuhr, dass bei keinem Projekt irgendein Sicherheitsbeamter benötigt würde – erst recht nicht in Schwerin, wo derzeit nur Vertragsverhand-

lungen liefen. Im Schreibtisch ihres Mannes hatte sie bald seinen privaten Terminkalender gefunden. Zwischen Skatabend, Opernbesuch und der Einladung bei Egeners fand sie unter dem Datum vom übernächsten Tag einen Eintrag, für den es keine Erklärung gab: »20.30 Uhr S.!«.

»S« konnte vieles heißen, doch für Elisabeth hieß es gar nichts. Spätabends, als ihr Mann von Terminen nach Hause kam, mischte sie in das übliche knappe abendliche Geplauder beiläufig die Frage, was er denn am übernächsten Tag vorhabe. Sie nahm ihn dabei scharf ins Visier.

»Übermorgen?«, schien er erst überlegen zu müssen. Doch er überlegte nicht, das sah sie genau. Um seine Mundwinkel zuckte eine Sekunde lang dieses verräterische Lächeln in Verbindung mit einer fast verschämten Abwendung der Augen, das sie im Laufe der vielen Ehejahre so gut zu interpretieren gelernt hatte. Es stand für »verbergen« – verbergen von Gefühlsregungen und Tatsachen. »Übermorgen ist nichts«, sagte er. Es war ganz klar gelogen, den übermorgen war etwas, war dieses »S« in seinem Kalender. »Ich werde ziemlich früh zu Hause sein«, fügte er hinzu.

Und dann wandte er sich ihr plötzlich mit einem völlig neuen Lächeln zu. Ein Lächeln, bei dem er ihr ganz unvermittelt, fast eindringlich in die Augen sah. Ein Lächeln, das sie nicht kannte. Das sie misstrauisch machte, weil sie es nicht zu deuten wusste. Was für eine ungewohnte Regung kam da auf in ihm? Triumph?

Ja, es lag etwas Triumphierendes in seinen Zügen. Natürlich, die Genugtuung über die bevorstehende Tat konnte er ja nur im Voraus auskosten. Danach, wenn es passiert war, wenn sie aus dem Weg, aus seinem Leben geräumt war, musste er ja mit ganzer Hingabe den trauernden Ehemann spielen. »Ich werde mal wieder einen ganzen Abend lang für dich Zeit haben«, sagte er, streckte seine Hände aus und legte sie langsam um ihren Hals.

Sie erschauerte, wandte sich mit einem gequälten Lächeln ab.

Nach zwei schlaflosen Nächten – schlaflos für sie, er schlief ungewöhnlich gut – kam schließlich der Abend, den sie mit Grausen erwartete. Tatsächlich war Heinrich Hosticek schon kurz vor sieben Uhr nach Hause gekommen. Elisabeth versuchte noch einmal, ihre Zweifel abzuschütteln, versuchte anzunehmen, dass ihre ganzen Vermutungen absurd waren. So weit es ihr in ihrer Erregung nur möglich war, versuchte sie den Mann, mit dem sie Bett, Tisch und Firma geteilt hatte, objektiv zu sehen. Doch es half nichts, er war einfach anders, anders, anders. In ihm vibrierte Vorfreude. Er freute sich darauf.

Und er vollführte regelrecht ein Ritual: Er machte Feuer im Kamin. Elisabeth musste unwillkürlich an ein Brandopfer denken. Er öffnete eine Flasche Wein. Wieder kam ihr »Opfern« in den Sinn, Opferwein, das letzte Abendmahl. Die Doppelbedeutung des Wortes »Opfer« ging ihr durch den Kopf: Zum einen stand es

für die Zielperson eines Verbrechens, zum anderen als Gabe an die Götter, um ein günstiges, besseres Schicksal zu erkaufen.

Bang sah sie zur Uhr, immer wieder. »Lass einfach nichts geschehen«, betete sie, als der Zeiger unaufhaltsam auf acht vorrückte. »Lass diesen winzig kleinen Eintrag im Kalender für halb neun bedeutungslos, vergessen sein. Bitte.«

Doch ihre Bitte wurde nicht erfüllt. Gut zwanzig nach acht sah Heinrich Hosticek verstohlen zur Uhr und stand unvermittelt auf.

»Was ist?«, fragte sie aus der Küche, in die sie sich geflüchtet hatte, um die Gegenwehr vorzubereiten.

»Ach nichts«, log er. »Ich muss ein bisschen an die frische Luft. Das gute Abendessen, und vom Kaminfeuer ist mir jetzt doch recht warm. Nur mal um den Block, zehn Minuten oder so. Du weißt schon.«

Sie wusste es wohl. Er wäre um 20.30 Uhr draußen, genau zu der Minute, wo dieses »S!« in seinem Kalender stand.

»Triffst du noch jemanden?«, gab sie ihm eine allerletzte Chance.

»Nein«, schüttelte er den Kopf, gleich ein paar Mal. Seine innere Erregung war bis zu ihr hinüber zu spüren, so hatte sie ihn noch nie erlebt.

Damit hatte er sein Todesurteil gesprochen. Auf der Anrichte warteten zwei dampfende Tassen mit Tee, neben einer stand ein Fläschchen. Sie schüttete seinen Inhalt in eine der Tassen.



Sie nahm die beiden Untertassen auf und ging damit zu ihrem Mann. »Deinen Tee musst du aber noch trinken«, forderte sie und stellte die Tassen auf den Tisch.

Sein Blick hastete zur Uhr. 20.26 Uhr. »Nein«, wehrte er ab, »ich bin doch gleich wieder da.«

»Aber dann ist der Tee doch kalt«, konterte sie. »Es tut gut, wenn du ihn warm trinkst, bevor du ins Kühle raus gehst.« Sie hielt ihm die Tasse mit dem Inhalt des Fläschchens unausweichlich vors Gesicht.

Also trank er die Tasse mit der Überdosis des Aufputschmittels, das für sein schwaches Herz den sicheren Tod bedeutete. Bei einer Obduktion hätte man das Mittel wahrscheinlich entdeckt. Doch der Tod des gestressten Geschäftsmannes mit dem schwachen Herzen wäre für den Arzt so plausibel, dass es keine Obduktion geben würde.

Als sie auf seinen Mund starrte, während er trank, rechtfertigte sie ihre Tat mit den Gedanken an das, was er vorhatte. Wie hätte es wohl ablaufen sollen? Wartete der über die Annonce bestellte Killer schon in der Nähe des Hauses? Natürlich, er hätte noch eine Weile gewartet, bis sich Heinrich ein Alibi verschafft hätte – wahrscheinlich hatte er sich doch mit Geschäftsleuten oder Kumpanen irgendwo verabredet und hätte den ganzen Abend mit ihnen verbracht. Erst Stunden nach der später festgestellten Todeszeit seiner von einem Einbrecher getöteten Frau hätte er sie gefunden und die Polizei alarmiert.

Natürlich, in diesem Augenblick fiel es ihr ein – der mysteriöse Kalendereintrag gehörte zum Alibi! »S« stand für eine Verabredung, die es wirklich gab!

Heinrich Hosticek trank aus, gab die Tasse zurück und schaffte es noch bis zur Garderobe. Gerade, als er den Mantel abnahm, weiteten sich seine Augen, er fasste sich ans Herz. Mit einem erstickten Schmerzens- und Hilfeschrei sank er zu Boden. Flehend streckte er seine Hand nach seiner Frau aus, bevor er vollends zusammensackte und das Bewusstsein verlor.

Elisabeth hatte sich abgewandt. Einen Arm klammerte sie um ihre Hüfte, die Hand krallte sich ins eigene Fleisch. Die andere Hand schlug sie vors Gesicht. Schluchzend wartete sie Minute um Minute, während ihr Mann starb. Dann nahm sie den Telefonhörer, wählte den Notruf und gab schluchzend an, dass ihr Mann einen schweren Herzanfall hatte. Das Schluchzen war nicht gespielt.

Sie blieb neben dem Telefon stehen und wartete einfach, losgelöst von jedem Zeitgefühl. Irgendwann drang ein Klingelton durch das Pochen in ihrem Schädel. Bevor sie zur Tür ging, um den Notarzt hereinzulassen, knüllte sie noch den Mantel zusammen und schob ihn als Kissen unter den Kopf ihres bleichen Mannes. Es sollte aussehen, als ob sie erste Hilfe geleistet hätte.

Sie öffnete. Doch statt des Notarztes stand ein kräftiger Mann mit schwarzer Lederjacke in der Tür. Er hielt einen schwarzen Gegenstand in der Hand.

»Der Killer!«, durchzuckte es sie. Was tun? Sie musste ihn nur kurz hinhalten, Polizei und Sanitäter wären jeden Moment zu hören, dann wäre sie gerettet. Den Mann nur nicht hereinlassen.

Doch er hob den Gegenstand in seiner Hand hoch – eine Schatulle. »Die hätte ich um halb neun Herrn Hosticek gleich hier um die Ecke übergeben sollen«, erklärte der Mann. »Für den Fall, dass er doch noch verhindert wäre, sollte ich sie hier abgeben. Sind Sie seine Frau?«

Elisabeth Schachner-Hosticek nickte völlig entgeistert. Der Mann hielt ihr eine Empfangsbestätigung und einen Stift hin. Während sie mit wilden Krakeln unterschrieb, erzählte er freundlich: »Das muss ganz schön wertvoll sein. Ihr Mann hat mich extra per Zeitungsannonce engagiert, um es in Schwerin bei einem Juwelier abzuholen und sicher hierher zu bringen.«

Ungeachtet des Mannes riss sie den Deckel der Schatulle auf. Das Collier aus Smaragden und Rubinen, von dem sie immer geträumt hatte, funkelte sie an. Ein Brief lag dabei:

»Liebe Elisabeth!

Es ist mir schwergefallen, das große freudige Ereignis für mich zu behalten, doch ich wollte es dir unbedingt auf diese Weise mitteilen: Seit wenigen Tagen steht fest, wenn auch noch inoffiziell, dass wir den Zuschlag für einen Millionenauftrag in Schwerin bekommen haben. Damit sind alle geschäftlichen Probleme auf einen Schlag gelöst. Das Collier, von dem du immer so

geschwärmt hast, habe ich in Schwerin entdeckt. Es soll die erste von vielen kleinen Freuden sein, mit der ich dich für die schwere Zeit der letzten Monate entschädigen werde. Jetzt sieh mich an und lass mich das Strahlen in deinen Augen sehen, denn ich liebe dich immer noch so sehr wie am ersten Tag.

In Liebe dein Heinrich«

Die letzten Worte des Briefes flackerten vor ihren Augen in kaltem, blauen Licht. Martinshörner kamen näher.



## MORD IN DER ALTEN BASTEI

Sie starb vor ihrem applaudierenden Publikum. Viele der fünfhundert Zuschauer hatten den Sturz von der dritten Bühnenebene, hoch über ihren Köpfen, noch gar nicht realisiert und klatschten noch eine Sekunde lang automatisch weiter, als Madame Bonacieux zu Füßen der drei Musketiere aufschlug und sich das Genick brach.

Ich bekam das Unglück mit, als ich mich mit meinem ausladenden Barock-Kostüm gerade die schmale Holztreppe hochquälte, die vom Hauptgewölbe der Bastei im Erdgeschoss zu den Umkleideräumen im ersten Stock führte. Ich hielt auf der Treppe inne, als ich das Raunen im Publikum hörte, das anstelle des Liedes von Madame Bonacieux einsetzte und in anschwellenden Lärm überging. Einer der Musketiere schrie laut nach einem Notarzt, ein anderer rief ins Publikum, ob ein Mediziner da wäre.

Ich stieg weiter hinauf, stieß gegen Matte, der mir in seinem Königsgewand entgegenkam. Er sah genauso

aufgeregt aus wie ich, schien sich aber dafür entschieden zu haben, unten nachzusehen, was passiert war. Ich rannte von der Treppe durch die Tür, die hinter einem der Umkleideräume zur Kulisse führte, wo ich jetzt eigentlich das Zimmer der Königin für die folgende Szene herrichten sollte – ich spielte die königliche Zofe. Vor mir verbarg sich Otto Schrein alias Lord Buckingham hinter der Kulisse des Louvre und hatte sich wohl gerade, als ich kam, entschlossen, auf die obere Bühnenebene zu rennen.

Zaghaft streckte ich den Kopf hinter der Kulisse hervor – das Publikum war in hellem Aufruhr. Die ganze Aufregung, alle entsetzten Blicke, ausgestreckten Arme und eilenden Schritte konzentrierten sich auf eine Stelle. Wollte ich etwas sehen, musste ich zum Rand der dritten Bühnenebene gehen – dorthin, wo Madame Bonacieux jetzt normalerweise »Was tut die Frau nicht alles für die Liebe« singen sollte, während sie von den drei Musketieren und d’Artagnan von unten angeschmachtet wurde. Bei den ersten Schritten auf die verhängnisvolle Bühnenkante zu stolperte ich – das Podest, auf dem Madame Bonacieux alias Steffi Kilchmann jetzt stehen sollte, lag vor der Louvre-Kulisse, gut zwei Meter hinter dem Bühnenrand, an dem es vorher platziert war. Es war nach hinten weggerutscht, als Steffi darauf gestiegen war und sich wie üblich huldvoll und tief verbeugt hatte. Dabei musste sie das Gleichgewicht verloren, das Podest mit den Füßen weggeschoben haben und kopfüber hinuntergestürzt sein.

Als ich neben Lord Buckingham hinunterblickte, sah ich nichts mehr von der unglückseligen Steffi. Schauspieler in Kostümen aus Samt und Seide, Leder und Leinen sowie Zuschauer hatten sich über sie gebeugt, ein oder zwei Leute machten sich irgendwie an ihr zu schaffen, vielleicht Wiederbelebungsversuche.

Dann löste sich mein Zeitgefühl in einem trüben Schleier auf – Sekunden brannten sich wie Stunden in mein Bewusstsein ein, Stunden waren später zu unbestimmten Augenblicken verschmolzen. In Trance ging ich zur Louvre-Kulisse zurück, sah Anne Einkurn alias Lady Winter das Portal zur Seite schieben, an mir vorbei zur Unglücksstelle eilen, sah sie kurz darauf von hinten, wie sie mich überholte und auf der langen Treppe, welche die festen Bühnenterrassen in zwei Blöcke teilte, nach unten rannte. Die Bühne war voller Menschen, ein Panoptikum an Barock-Kleidern, Anzügen, T-Shirts, blutroten Mänteln von Kardinals-Gardisten und schließlich orange-weißen Notarzt- und Sanitäteruniformen. Polizisten und ein Musketier trieben eine Gasse in die Leute, als das Fahrgestell mit der Krankentrage auf die Bühne geschoben wurde. Als Bahre verließ es die Bastei wieder durch den Torbogen, der hinter die Bühne zur Auffahrtsrampe des Bühneneingangs führte. Steffi lag in einem Sack, das Gesicht hinter einem Reißverschluss für immer verborgen.

Ich irrte in den Katakombengängen der Bastei umher, vorbei an Edeldamen, die schluchzend in den Armen von Bauernmädchen lagen, bleichen Kardinals-Gardisten.